

7 Handlungsfähigkeit in queeren Räumen

Zentral für die vorliegende Arbeit war es, Handlungsfähigkeit nicht subjektzentriert, d.h. Handlungsfähigkeit nicht als Eigenschaft der Subjekte, zu denken. Daher begann ich mit einem performativen, relationalen Verständnis von Handlungsfähigkeit nach Butler und Barad, das der Forderung Queerer Theorien und post-/dekolonialer Perspektiven folgt, Dualismen wie Subjekt/Objekt, Mann/Frau, Geist/Materie, Vernunft/Gefühl etc. aufzulösen bzw. diese weniger zu (re-)produzieren. Ich befragte das Feld mit diesem performativ-relationalen Verständnis und nahm so eine Konzeptionierung von Handlungsfähigkeit im Kontext Queerer Theorien vor. Diese Konzeptionierung wurde im Forschungsfeld queerer Räume in Berlin vollzogen, da ich annahm, dass dort die Dekonstruktion vieler Dualismen praktisch gelebt würde. Ich begab mich auf die Suche nach Handlungsfähigkeit in Praktiken der Un_Bestimmtheit, in Praktiken, die mit sozio-ontologischer Un_Bestimmtheit umgehen, sie leben oder für sich nutzen.

Diese Praktiken ergeben aus spezifisch prekären Subjektpositionen, d.h., die Subjekte, die diese Positionen bewohnen, weisen ein spezifisches Prekärsein auf, was zudem häufig mit Prekarität einhergeht (vgl. 2.1.2). Die Subjektwerdung entsteht ebenso in relationalen Dynamiken wie die Welt. Handlungsfähigkeit ist dann verortet in ebendiesen relationalen Dynamiken. Dieses performativ-relationale Verständnis von Handlungsfähigkeit einerseits und der Fokus auf Praktiken andererseits machen den Einbezug der Situation und den Kontext des Vollzuges dieser Praktiken nötig. Phänomene bestehen nicht nur in Abhängigkeit von der materiellen Welt, sondern sie intraagieren auch miteinander. Diese neu-materialistische Perspektive erfordert es, auch die Umwelt mit ihren Materialitäten in die Analyse einzubeziehen. Denn der Fokus auf Praktiken lenkt den Blick auf die Situation ihres Vollzugs. Es hat sich gezeigt, dass der Kontext der Praktiken von Un_Bestimmtheit queere Räume darstellt, in welchen die Subjekte nicht nur handeln, sondern die sie auch durch ihre Praktiken hervorbringen. Zugleich stellen diese Räume Möglichkeiten für subjektive Praktiken dar.

Die Fokussierung der subjektiven Perspektiven rückt nicht ein autonom handelndes Subjekt ins Zentrum. Vielmehr wird deutlich, wie sich Subjekte in ihrem Bedingthein, in ihrer Abhängigkeit von anderen und der Welt hervorbringen. Denn die Betrachtung der subjektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit zeigte, wie mit diesen auf Fehlanrufungen reagiert wird. Die Subjektwerdung vollzieht sich in Praktiken über das Umgehen mit

Fehlanrufungen und folglich innerhalb von diskursiv-materiellen Relationen. Die Ausführbarkeit und Wirkung der Praktiken begründet sich nicht in der Psyche der Subjekte. Denn es ist deutlich geworden, dass die Ausführbarkeit und Wirkung der Praktiken von verschiedenen Phänomenen abhängen wie der Subjektposition, den Körpern, der Identität, der Zeitlichkeit, den Anwesenden und deren Konstellation zueinander, dem Raum und dessen Materialität etc. Vor allem hängt sie auch von der Dynamik ab, d.h. von den spezifischen Konstellationen, in denen sie stattfinden. Handlungsfähigkeit entsteht in Praktiken und damit nie losgelöst von den ausführenden Subjekten. Die hier vorliegende Arbeit will die Eigenanteile des Subjekts an der Produktion von Handlungsfähigkeit nicht negieren und betrachtete daher explizit auch subjektive Praktiken. Schließlich führt das Material immer wieder zur Vorstellung der Bestärkung sowie erweiterter Zukunftsantizipation und deutet auf einen Zusammenhang solcher Gefühle und der wahrgenommenen Handlungsfähigkeit hin. Von der Entstehung solcher Gefühle der Bestärkung lässt sich aber nicht darauf schließen, dass Handlungsfähigkeit in oder durch die Psyche des Subjekts allein entsteht.¹ Jedoch lässt sich aus der vorliegenden Betrachtung der subjektiven Praktiken und beispielsweise ihrem teilweise bestärkenden Effekt schließen, dass sich Subjekte aufgrund von subjektiven Praktiken in bestimmten Kontexten bestärkt fühlen, ihre Zukunft besser antizipieren können und sie folglich mehr Handlungsoptionen zur Verfügung haben. Die betrachteten subjektiven Praktiken haben folglich gemeinsam, dass sie transformatives Potenzial tragen, welches sich situativ erfüllen lässt.

Mir war es ein Anliegen, die Praktiken vor dem Hintergrund der spezifischen Subjektposition zu interpretieren und kontextuell in die Handlungssituation einzubetten. Auch Praktiken sind stets bedingt von verschiedenen Faktoren, welchen diese Arbeit mit einem performativ-relationalen Verständnis von Handlungsfähigkeit begegnete. Wie sich Subjekte fühlen, nimmt unterschiedlichen Einfluss auf die Produktion von Handlungsfähigkeit und dies wurde für subjektive wie für kollektive Praktiken differenziert betrachtet. Dass Subjekte mit den eigenen Erfahrungen, Gefühlen, Körpern und Identitäten ebenso ein wichtiges Phänomen in der Herstellung von Handlungsfähigkeit spielen, kann nicht übergangen werden. Mein relational-performativer Ansatz ermöglichte es, das Subjekt zu dezentrieren und beteiligte Phänomene als mögliche Agent_innen zu fassen. Darüber hinaus zeigte die Analyse der affektiven Dynamik deutlich, dass die Trennung von subjektiven und kollektiven Praktiken im Vollzug der Praktiken zwar theoretisch fassbar und der Analyse dienlich, für die Produktion von Handlungsfähigkeit an sich letztendlich jedoch hinfällig ist. Für eine Konzeptionierung eines Handlungsfähigkeitsverständnisses in einem Forschungsfeld zeigte sich der Rückgriff auf theoretische Bezüge wie die von Judith Butler und Karen Barad als anschlussfähig und gewinnbringend. Dies gilt insbesondere, da die post-strukturalistisch-neu-materialistische Perspektive den Blick für Konstitutionsbedingungen von diskursiven Strukturen auf Gefüge von menschlichen und nicht-menschlichen Phänomenen ausweitet, auf Intraaktionen also, um mit Barad zu sprechen.

1 Siehe zur Diskussion von Konzepten von Handlungsfähigkeit basierend auf einer psychologischen Basis, d.h. die auf mentales Funktionieren abheben, trotz Dezentrierung des Subjekte Frank (2006: 284).

Meine Feldforschung kommt mittels meines Ansatzes zu **drei wesentlichen Ergebnissen**:

Erstens konnte Handlungsfähigkeit in zwei verschiedene Formen unterschieden werden, und zwar in **die gefühlte und kollektive**, und diese können miteinander **interferieren**. Die gefühlte Handlungsfähigkeit zeigte sich insbesondere in der Betrachtung der Perspektive der Subjekte mittels des performativ-relationalen Verständnisses von Handlungsfähigkeit. Auch wenn die gefühlte Handlungsfähigkeit nicht eine Eigenschaft von Subjekten darstellt, so ist sie doch als spezifisch erfahrbarer Zustand nicht losgelöst von Subjekt und Subjektposition. Bereits in der Betrachtung subjektiver Praktiken deutete sich an, dass queere Räume als Schutzräume einen wichtigen Nährboden für die gefühlte Handlungsfähigkeit bieten. Darüber hinaus wurden diese Räume hinsichtlich des performativ-relationalen Verständnisses von Handlungsfähigkeit befragt – mit dem Ergebnis, dass kollektive Formen der Praktiken von Un_Bestimmtheit maßgeblich an der queeren Raumproduktion beteiligt sind und in dieser Herstellung des queeren Raumes kollektive Handlungsfähigkeit entsteht. Die Zweiteilung von subjektiven und kollektiven Praktiken lässt zwar vermuten, dass gefühlte Handlungsfähigkeit nur in subjektiven Praktiken und kollektive Handlungsfähigkeit nur in kollektiven Praktiken hervorgeht. Jedoch zeigte sich, dass die verschiedenen Handlungsfähigkeiten in subjektiven und kollektiven Praktiken miteinander schwingen, sich verstärken oder schwächen können. Die Betrachtung von versammelten Körpern im heterotopen Moment verwischt schließlich eine eindeutige Zuordnung der Formen von Handlungsfähigkeit jeweils zu subjektiven oder kollektiven Praktiken. Entscheidend sind die Dynamiken, in welchen Handlungsfähigkeit entsteht, worauf ich gleich zu sprechen komme. Im heterotopen Moment scheinen die Körper affektiv ergriffen und ihre Praktiken verschränkt zu sein, es eröffnen sich erweiterte Möglichkeiten für Praktiken von Un_Bestimmtheit, seien sie subjektiv oder kollektiv. Im Moment der affektiv geführten Auseinandersetzung scheinen sich die Körper affektiv abzustößen. In solchen Momenten kollabiert die Unterscheidung von gefühlter und kollektiver Handlungsfähigkeit, denn beide Formen bedingen sich: Ohne gefühlte Handlungsfähigkeit werden kaum kollektive Praktiken ausgeführt und ohne kollektive Handlungsfähigkeit wird nur schwer die Zukunft antizipiert.

Schließlich führte die Analyse der subjektiven und kollektiven Praktiken zur Unterscheidung von drei Dynamiken und zugehörigen Elementen. So konnte also **zweitens** zwischen **drei Dynamiken** unterschieden werden, die gefühlte, kollektive und interferierende Handlungsfähigkeiten hervorbringen. Folgende drei Dynamiken konnten differenziert werden: **das Taktieren durch subjektive Praktiken** (4), **die queere Raumproduktion durch kollektive Praktiken** (5) und **die affektive Dynamik durch versammelte Körper** (6). Diese Dynamiken bestehen nicht nebeneinander, sondern überlappen sich, greifen ineinander und beeinflussen sich, d.h., sie diffraktieren. Mit dem Begriff der Dynamik fasse ich hier Konstellationen, die eine gemeinsame Form von Handlungsfähigkeit hervorbringen. Mit Barad lesen sich solche Dynamiken als Beziehungskonstellationen oder (Re-)Konfigurationen der Welt, die sich materialisieren und besondere Relevanz erlangen (vgl. Barad 2012: 21, vgl. 3.1). Diese drei Dynamiken sind mannigfach miteinander verschränkt; ihre hier vorgenommene Trennung ist folglich unscharf und dient lediglich der Konzeptionierung. Denn so können beispielsweise die Praktiken der

Produktion des Zuhause-Effekts der zweiten und dritten Dynamik zugleich zugeordnet werden. Die Analyse machte jedoch einen agentiellen Schnitt (Barad 2007: 139), die Praktik der Grenzziehung und Differenzierung, notwendig, um die verschiedenen Formen von Handlungsfähigkeit in ihren Dynamiken erfassbar zu machen.

Drittens zeigte meine Betrachtung, dass Handlungsfähigkeit in Praktiken von Un_Bestimmtheit in den **drei Aushandlungsfeldern Sichtbarkeit, Teilhabe und Sicherheit** hergestellt wird, eine Aushandlung, die eine nicht fixierbare Grenzziehung darstellt und queere Räume stets in Bewegung hält. In verschiedenen Dynamiken zeigen sich diese Aushandlungsfelder unterschiedlich deutlich und doch durchziehen diese Aushandlungen alle drei Dynamiken.

Im Folgenden expliziere ich die Ergebnisse meiner Feldforschung. Die folgende Analyse der drei herausgearbeiteten relationalen Dynamiken porträtiert die zwei vorgefundenen Formen von Handlungsfähigkeit und wie diese interferieren können (7.1). Daran schließt eine Darstellung der drei Aushandlungsfelder an, in welchen Praktiken von Un_Bestimmtheit entstehen (7.2).

7.1 Drei Dynamiken

Es haben sich drei verschiedene Dynamiken gezeigt, d.h. drei Konstellationen, deren beteiligte Phänomene herausgearbeitet wurden und wie durch deren Intraagieren Handlungsfähigkeit entsteht. Die im Folgenden beschriebenen drei Dynamiken lassen sich im Anschluss an Certeau (1988) zum einen in verschiedene Taktiken differenzieren und zum anderen kann von einer Strategie gesprochen werden, wenn verschiedene Taktiken zusammenkommen, wie dies in der queeren Raumproduktion der Fall ist. In der ersten Dynamik zeigen sich zwei Taktiken, und zwar das Umarbeiten von Subjektpositionen und das Taktieren mit der fehlenden Subjektposition. In der zweiten Dynamik lassen sich das *Queering Space* und die *Queering Economies* als eigene Taktiken fassen. Die Produktion des Zuhause-Effekts steht zwischen der zweiten und dritten Dynamik und stellt eine weitere Taktik dar. Auch die affektiven Praktiken der dritten Dynamik verstehe ich als eine Taktik. Die Logiken dieser Taktiken unterscheiden sich, auch wenn ihnen allen der imaginierte Basiskonsens zugrunde liegt.

7.1.1 Taktieren durch subjektive Praktiken

In der Betrachtung der **ersten Dynamik**, des Taktierens durch subjektive Praktiken, zeigte sich, dass Handlungsfähigkeit in der Ausführung dieser Praktiken gefühlt werden kann und folglich einen Gefühlszustand darstellt, der transformatives Potenzial hat. Die gefühlte Handlungsfähigkeit stellt eine spezifische Form der Handlungsfähigkeit dar, deren Konstitution sich situativ in subjektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit zeigt. Dies schließt nicht aus, dass auch in der Ausführung von kollektiven und affektiven Praktiken gefühlte Handlungsfähigkeit entstehen kann. An die vorliegende Studie könnte sich daher eine nähere Betrachtung dieses Sachverhaltes anschließen. Bei meiner Materialauswertung im 4. Kapitel kam ich zu dem Schluss, dass sich gefühlte Handlungsfähigkeit in subjektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit über spezifische

Taktiken herstellt, wovon zwei herausgearbeitet werden konnten. Die in der ersten Dynamik betrachteten Praktiken von Un_Bestimmtheit stellen subjektive Taktiken des Überlebens dar. Die Entstehung von gefühlter Handlungsfähigkeit zeigte sich abhängig von den ausgeführten Praktiken, von Situation und Kontext, vom Körper, dessen Sichtbarkeit und Interpretation durch andere, aber auch von operierenden Normativitäten im Raum oder Stigmatisierungsprozessen und letztendlich auch vom Einsatz der Taktik. Für subjektive Praktiken konnten jene Elemente herausgearbeitet werden, die sich im Material als beteiligte Phänomene an der Produktion von gefühlter Handlungsfähigkeit zeigen. Die Taktiken haben zum Ziel, das Subjekt im Zuge von Aushandlungen von Sichtbarkeit durch subjektive Praktiken innerhalb dieser ersten Dynamik überlebensfähig zu machen. Überlebensfähig zu sein bedeutet für Subjekte mit Praktiken von Un_Bestimmtheit, nicht nur als Subjekt anerkannt zu werden, sondern auch sicherer gegenüber Fremdzuschreibungen und Diskriminierungen zu werden. Dies wird durch die Ausrichtung der Taktiken angestrebt. Die betrachteten subjektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit vollziehen sich vor allem im Schnittfeld von Sichtbarkeit und Sicherheit – kontextabhängig kann Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit vorteilhaft sein und mehr oder weniger Sicherheit versprechen. Ziel der Taktiken ist es, dem Subjekt so Manövrierbereiche² zu sichern und diese zu erweitern. Handlungsfähigkeit entsteht stets in Praktiken, jedoch kann sie nicht immer gefühlt werden. Diese Manövrierbereiche äußern sich in gefühlter Handlungsfähigkeit. Es lässt sich also festhalten, dass subjektive Praktiken von Un_Bestimmtheit letztendlich unterschiedlich auf Prekärsein und Prekarität reagieren und mittels verschiedener Taktiken situativ gefühlte Handlungsfähigkeit herstellen.

Im Blickfeld der Analyse der subjektiven Praktiken stand die Wahrnehmung und Deutung von einzelnen Subjekten. Wird Handlungsfähigkeit als relational und strukturtransformierend verstanden, könnte dies schwer über die Befragung von Subjekten erfasst werden, denn die soziale Struktur ist zwar omnipräsent, wird verkörpert und strukturiert das Handeln der Subjekte, sie ist aber von singulären Subjektpositionen aus schwer beobachtbar. Es hat sich jedoch gezeigt, dass transformatives Potenzial von den Subjekten erfühlt und damit auch wahrgenommen werden kann. In auffälligen vielen Interviews hob sich die wiederkehrende Ausdrucksweise der Subjekte hervor, die die Form einer gefühlten Handlungsfähigkeit in verschiedenen subjektiven Praktiken nahelegt. Gefühlte Handlungsfähigkeit verstehe ich daher als vom Subjekt wahrgenommenen Zustand bei der Ausführung bestimmter Praktiken. Sie entsteht dann, wenn das Subjekt die eigens ausgeführten Praktiken als für sich funktionierende Taktik wahrnimmt, um mit der sozio-ontologischen Un_Bestimmtheit umzugehen. Handlungsfähigkeit lässt sich in diesen Praktiken situativ erfüllen. Von Befragten wird die gefühlte Handlungsfähigkeit als Bestärkung oder als erstarkende Zukunftsantizipation beschrieben.

2 Der Begriff des Manövrierbereichs, innerhalb dessen Freiheitsgrade erlangt werden können, ist entlehnt von Brian Massumi (2010: 29) und auch Susanne Völker nutzt diesen Begriff, um den »Spielraum« zu bezeichnen, in welchem sich alltägliche Praktiken bewegen (Völker 2015: 112).

7.1.2 Queere Raumproduktion durch kollektive Praktiken

Als **zweite Dynamik** ließ sich durch meine Feldforschung die queere Raumproduktion identifizieren. Subjektive Praktiken der Un_Bestimmtheit verhandeln die sozio-ontologische Verfasstheit der Subjekte, kollektive Praktiken von Un_Bestimmtheit dagegen die Verfasstheit des queeren Raumes – beide Verfasstheiten befinden sich stets im Prozess und sind miteinander verschränkt. Die Verfasstheit des Subjekts wie auch die des queeren Raumes stellen keine fixen Produkte dar, da sie immer wieder erneut durch den Vollzug von Praktiken konstituiert werden. In der zweiten Dynamik entsteht die Form der kollektiven Handlungsfähigkeit durch kollektive Praktiken von Un_Bestimmtheit sowie weiterer nicht-menschlicher Elemente. In der Raumproduktion ist kollektive Handlungsfähigkeit verortet, denn der queere Raum wird hergestellt und transformiert. Dies birgt das Potenzial, mittels der Herstellung von scene-internen Normen und Gegendiskursen auch auf hegemoniale Diskurse zu wirken. Beispielsweise wird auf der queeren Bühne präsentiert, was sonst kaum sichtbar ist und reichert auf diese spezifische Weise Gegendiskurse an. An der Raumherstellung sind nicht nur die Praktiken beteiligt, sondern auch Phänomene wie spezifische räumliche, materielle oder sprachliche Veränderungen, Nutzungen und Herstellungen von Materialitäten entlang scene-spezifischer Normen, die Anwesenheit spezifischer Körper, die Anpassung des Raumdesigns. All das konnte als maßgeblich herausgearbeitet werden.

Einerseits kam die Materialauswertung zum Ergebnis, dass der imaginierte Basiskonsens³ als Bindeglied zwischen den verschiedenen Elementen dient. Der Basiskonsens stellt die Imagination einer konsensuellen Übereinstimmung in queeren Räumen dar, die sich eindeutig und widerspruchsfrei präsentiert, tatsächlich aber von inhärenter und unauflösbarer Widersprüchlichkeit gekennzeichnet ist. Denn in der Vorstellung des Basiskonsenses wird die Kritik an Normierungsprozessen sowie an identitären Verkollektivierungsprozessen selbst zur scene-internen Norm und letztendlich zur Grundlage für kollektive Prozesse.

Andererseits verbinden auch die Affekte spezifische Körper und Praktiken in diesen Räumen, wenn die Atmosphäre zum Verweilen anregt und zur Ausführung ähnlicher Praktiken ermuntert. Die Ausrichtung der Praktiken folgt dem Basiskonsens und wird geprägt durch die Atmosphäre, zugleich stellt sich die Atmosphäre durch die Praktiken entlang des Basiskonsenses als spezifische her. Beides – Affekte und Basiskonsens – durchdringt sich, denn der imaginierte Basiskonsens vermittelt sich affektiv, d.h., er kann erfüllt werden, insbesondere bei auftretender Reibung. Affekte, die Gefühle produzieren – wie etwa das der respektvollen Intimität, von Sicherheit oder Bestärkung –, durchziehen queere Räume und halten das Geflecht der verschiedenen Phänomene zusammen.⁴ Das Bühnenpodest und deren Präsenz im Raum, die Rollstuhlrampe oder die

3 ›Basiskonsens‹ ist meinem Material entnommen, er wird auch als Wunschwerk bezeichnet (vgl. 5.2).

4 Die Trennung von Affekten und Gefühlen zeigte sich in dieser Arbeit als methodisch sinnvoll, wird jedoch als eine theoretische verstanden. Insbesondere ist sie nötig, da sich in der Feldforschung zeigte, dass sich Atmosphären unterschiedlich in Gefühlen und Körpern niederschlagen (siehe 2.6).

Unisex-Toiletten und deren Anordnung machen den Raum zum queeren und sind beteiligt daran, wie sich die Teilhabenden dieser Räume fühlen. Die entstehenden Affekte folgen hierbei dem imaginierten Basiskonsens, d.h., die Produktion von Affekten und in welchen Gefühlen sich diese niederschlagen, wird mitbestimmt durch den Basiskonsens. Beispielsweise erscheint die Atmosphäre charakterisiert zu sein von der Einhaltung des imaginierten Basiskonsens. All diese verschiedenen Phänomene wie subjektive und kollektive Praktiken, Körper und Materialitäten sind verbunden durch eine gemeinsame affektiv-ästhetische Logik. Diese Verbindung lässt queere Räume mit einer eigenen Atmosphäre entstehen. In diesem Prozess des Werdens kann die spezifische Form von Handlungsfähigkeit verortet werden, die ich als kollektive Handlungsfähigkeit bezeichne.

Ein weiteres wesentliches Ergebnis meiner Feldforschung ist, dass sich die queere Raumproduktion und mit ihr die Entstehung kollektiver Handlungsfähigkeit innerhalb von **Aushandlungen über Sichtbarkeit, Teilhabe und Sicherheit** vollziehen. Diese Aushandlungen bringen scene-spezifische Normen und Atmosphären hervor und im Zuge dessen queere Räume. Die kollektiven Praktiken der Un_Bestimmtheit stellen folglich in diesen drei Aushandlungsfeldern die Verfasstheit des queeren Raumes her und dieser Prozess produziert Gegendiskurse zu hegemonialen Vorstellungen von Sichtbarkeit, Teilhabe und Sicherheit. Die Verfasstheit des queeren Raumes stellt sich damit als dynamischer Prozess des Werdens dar, als relationale Dynamik, die Sichtbarkeit, Teilhabe und Sicherheit verhandelt. Obwohl kollektive Praktiken an verschiedenen Orten zu unterschiedlichen Zeiten vollzogen werden, zeigen sie sich doch als Teil einer spezifischen Dynamik mit gemeinsamer Logik. Handlungsfähigkeit entsteht in dieser relationalen Dynamik als kollektive Form, da sie aus einem kollektiven Prozess⁵ hervorgeht. Das heißt, die porträtierten kollektiven Praktiken – wie die des *Queering Space*, der *Queering Economies* oder zur Produktion des Zuhause-Effekts – werden mannigfaltig in einer Dynamik vollzogen, einer scene-internen Logik folgend, die auf gemeinsamen politischen Forderungen, dem Basiskonsens, beruht. Praktiken der Un_Bestimmtheit versuchen, Bestimmtheit über Sichtbarkeit, Teilhabe und Sicherheit zu generieren, und zwar für die Existenzweisen, die im hegemonialen Diskurs nicht intelligibel sind. Auch wenn die Bestimmtheit dieser drei Felder angestrebt wird, können sie nie völlig bestimmt sein. Da zwischen Un_Sichtbarkeit, Ein- und Ausschluss und Un_Sicherheit changiert wird, bleiben diese Felder stets umkämpft.

Diese Schreibweise steht auch hier für die Oszillation zwischen den zwei Polen Sicherheit und Unsicherheit, Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit – analog zur Un_Bestimmtheit. Es kann keine absolute Sicherheit für alle Teilhabenden der Räume geben, die Sichtbarkeit der einen kann zur Unsichtbarkeit der anderen führen, wie sich auch die Linien von Ein- und Ausschluss immer wieder neu austarieren. Solche Aushandlungen sind nicht selten widersprüchlich, denn die Ergebnisse dieser Aushandlungen können nie eindeutig fixiert werden. Meine Feldforschung hat mehrfach gezeigt, dass die Produktion von Sichtbarkeit auch Unsichtbarkeit mit sich bringt, die Produktion von Einschluss auch Ausschluss und die Produktion von Sicherheit auch Verunsicherung – und diese

5 Siehe zum hier vorliegenden Verständnis von Kollektiv 2.5.

Oszillationen sind eng miteinander verzahnt. Auch die Konstitution nicht-hegemonialer Räume erfolgt über Ausschluss, Unsichtbarmachung und Verunsicherung, was in den betrachteten Räumen aber zu neuen Aushandlungen führt, da dies dort dem Basiskonsens widerspricht. Hegemoniale Normen über Geschlecht, Identität, Körper, Begehren etc. durchdringen auch diese Räume, doch hier konkurrieren und verschränken sie sich mit scene-internen Normen, so dass auch queere Räume nie frei von Verletzungen, Ausschlüssen oder Diskriminierungen sein können. Doch letztendlich leben diese Räume von der daraus entstehenden Fluidität queerer Szenen, dem scene-internen Investment und den sich daraus ergebenden Dynamiken. Denn diese Aushandlungen und Bewegungen sind diskursproduzierend. In ihnen steckt transformatives Potenzial. Diese spezifische Raumherstellung schafft mit ihrer Fluidität sich aktualisierende nicht-hegemoniale Diskurse. Folglich stellen diese Räume hegemonialen Räumen Gegendiskurse entgegen.

Diese Diskurse materialisieren sich im geteilten imaginierten Basiskonsens, in affektiv-ästhetischen Logiken, in Praktiken, in der Raumanordnung, in umgenutzten Materialien, umbeschrifteten Toiletten, in der Organisationsstruktur etc., um die Lebensmöglichkeiten marginalisierter Subjekte zu erweitern. Mit Barad können all diese Elemente als wirkmächtig gefasst werden, denn sie sind konstitutiv für die Raum- und scene-interne Diskursproduktion und die damit einhergehende kollektive Handlungsfähigkeit. In der relationalen Dynamik all dieser herausgearbeiteten Phänomene entsteht kollektive Handlungsfähigkeit nicht als Produkt, sondern als transformatives Potenzial, als Prozess und Kontinuum. Das im 5. Kapitel beschriebene spezifische Zusammenspiel dieser Phänomene bringt also die queeren Räume und eigene Diskurse hervor und zugleich materialisieren sich diese Diskurse in den queeren Räumen. Der queere Raum als spezifische Dynamik intraagiert mit scene-internen normproduzierenden Diskursen. Gleichzeitig bringen sie sich gegenseitig hervor und in dieser Intraaktion entsteht kollektive Handlungsfähigkeit.

Einige Praktiken können aufgrund ihrer spezifischen Logiken – die stets auch den Basiskonsens implementieren – in Taktiken gefasst werden. Dies gilt für kollektive Praktiken wie *Queering Space*-Praktiken und *Queering Economies*-Praktiken und auch für Praktiken zur Produktion des Zuhause-Effekts. Sie verhalten sich analog zu den Taktiken, die subjektive Praktiken verfolgen. Praktiken zur Produktion des Zuhause-Effekts können als kollektive wie auch als affektive Praktiken beschrieben werden und können nicht eindeutig nur einer der drei Dynamiken zugeordnet werden. Diese fehlende Trennschärfe verweist vor allem darauf, dass die Konzeptionierung sich in der Praxis unterläuft. Schließlich sind kollektive Praktiken auch affektiv und affektive Praktiken können auch kollektiv werden. Die fehlende Trennschärfe zeigt sich insbesondere in der dritten, affektiven Dynamik, an der auch subjektive Praktiken beteiligt sind. Die Trennung von subjektiven und kollektiven Praktiken erscheint bei der Fokussierung von affektiven Praktiken obsolet.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass meine Feldforschung in den betrachteten queeren Räumen drei verschiedene Taktiken in kollektiven Praktiken ausmachen konnte, die alle in den betrachteten queeren Räumen angewandt werden und gemeinsam den Raum hervorbringen. Praktiken von Un_Bestimmtheit sind auf der Suche nach Bestimmtheit über Sichtbarkeit, Teilhabe und Sicherheit. Sie können diese drei Ziele jedoch nie völlig erreichen, denn es handelt sich hier um eine Schließungs- und Öff-

nungsdynamik ohne Ende⁶. Schließlich produzieren queere Räume auch das, wogegen sie sich wenden: Hierarchisierungen, Ordnungen und Ausschlüsse. Auch wenn sich die beschriebenen kollektiven Praktiken in queeren Räumen als Taktiken lesen lassen, um Bestimmtheit für sonst nicht-intelligible Existenzweisen herzustellen und um den Lebensraum marginalisierter Subjekte zu erweitern, so bleibt dieser Prozess doch stets unbestimmt. Die Raumproduktion befindet sich in einer steten Pendelbewegung zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit – eine Oszillation, die diesen Räumen inhärent ist. Jede Differenzierung, Grenzziehung und jedes Bestimmt-Werden benötigt ein konstitutives Außen (vgl. Barad 2015: 92). Aufgrund der Fluidität queerer Szenen sowie der scene-internen Logik (beispielsweise der Norm der Zugänglichkeit) versuchen diese Räume, sich einer Schließung wider den Basiskonsens zu entziehen. Damit ist auch das konstitutive Außen fluide, was immer wieder zu neuen Aushandlungen führen muss. Die stete Bewegung ist diesen Räumen inhärent. Praktiken von Un_Bestimmtheit oszillieren in der fortwährenden Suche, in der Intraaktion. Dieses Materialisieren der genannten Elemente stellt ein temporäres Bestimmt-Werden und zugleich Unbestimmt-Werden dar, denn es gibt keine Fixierung. Dies lässt sich mit Barad treffend fassen: Die beschriebenen Dynamiken sind Intraaktionen und »Intraaktionen beinhalten und bedingen notwendigerweise konstitutive Ausschlüsse, die eine irreduzible, nicht ableitbare Offenheit konstituieren.« (Barad 2015: 92) Diese Intraaktion produziert transformatives Potenzial und kollektive Handlungsfähigkeit.

7.1.3 Affektive Dynamik durch versammelte Körper

Mit der **dritten Dynamik** steht die Affektproduktion durch Praktiken von Un_Bestimmtheit im Fokus. Die Analyse der dritten, affektiven Dynamik zeigte nicht nur, dass die Aushandlungen um Sichtbarkeit, Teilhabe und Sicherheit auch auf einer affektiven Ebene operieren, sondern darüber hinaus Handlungsfähigkeit unterschiedlich von dieser Affektivität und von diesen spezifischen Atmosphären bedingt wird. Die Entstehung von kollektiver Handlungsfähigkeit in der Atmosphäre respektvoller Intimität oder Sicherheit im Safer Space schien bereits in der Betrachtung der zweiten Dynamik auf. Die Betrachtung der Atmosphären in queeren Räumen als dritte Dynamik ergab, dass Affekte einerseits Möglichkeiten zur Erweiterung von Lebensräumen darstellen, andererseits jedoch solche Möglichkeiten auch (temporär) unterbinden können.

Wenn sich Affekte mit den scene-internen Normen aufladen, sie transportieren und vermitteln, können sie wie Ideologie wirken und normative Wirkung körperlich erfüllen lassen.⁷ Aus dem Material konnten Gefühle des Zuhause-seins ebenso wie Gefühle der Deplatzierung extrahiert werden, deren Zusammenhang mit scene-internen, aber auch hegemonialen Normativitäten im Raum aufgezeigt werden konnte. Atmosphären wie jene der respektvollen Intimität, der Zuhause-Effekte oder der gegenseitigen Wertschätzung und Bestärkung in queeren Räumen zeigten hierbei einen verbindenden Cha-

6 Für die Formulierung ›Schließungs- und Öffnungsdynamik ohne Ende‹ bedanke ich mich bei Susanne Völker.

7 Diese Eigenschaft von Affekten findet sich auch in anderen Verständnissen von Affekten, siehe Cvetkovich (2014: 58), Bargetz (2014: 122), Massumi (2002: 25).

runder für Praktiken. Solche Atmosphären werden von Befragten als positiv besetzt beschrieben, produzieren die Vorstellung von Zugehörigkeit für diejenigen, die daran affektiv und normativ anknüpfen können, und laden dazu ein, zu verweilen und ähnliche Praktiken auszuführen. Es hat sich gezeigt, dass Praktiken von Un_Bestimmtheit Atmosphären herstellen können, die Othering-Prozesse affektiv umarbeiten und heterotope Momente sowie affektives Empowerment aufscheinen lassen. Folglich kann auch gefühlte Handlungsfähigkeit in diesen Atmosphären begünstigt werden. Dann können diese temporären queeren Räume – wie wir beispielsweise am tCSD gesehen haben – eine affektive Sogwirkung entfalten und Subjekte auch in Grenzbereichen dazu animieren, Praktiken von Un_Bestimmtheit auszuführen. Ähnlich wie Praktiken durchdringende Logiken (z.B. die Logik der *Queering Economies*) können Affekte als Verbindungen in Dynamiken wirken und transformatives Potenzial hervorbringen.

Meine Feldforschung hat auch ergeben, dass ebenso repressive Atmosphären in den betrachteten queeren Räumen vorherrschen können und andere Effekte auf Praktiken haben. Repressive Atmosphären können zur Folge haben, dass bestimmte Praktiken weniger oder gerade nicht ausgeführt werden. Befragte beschrieben solche Atmosphären mit Gefühlen der Angst, Wut oder auch Unsicherheit. Obwohl auch hier Handlungsfähigkeit mit transformativem Potenzial entsteht, kann sie einerseits nicht wahrgenommen oder gefühlt werden (es entsteht folglich keine gefühlte Handlungsfähigkeit) und andererseits entsteht keine kollektive Handlungsfähigkeit, da sich in einer solchen Atmosphäre kollektive Praktiken kaum verbinden. Eine solche Atmosphäre ermutigt nicht dazu, ähnliche kollektive Praktiken auszuführen. Die Wirkung einer repressiven Atmosphäre zeigte sich beispielsweise in den benannten Auseinandersetzungen um den tCSD, in welchen sich die kollektive Organisationsstruktur auflöste. In diesem Fall führte ein rassistischer Ausschluss (der sich in einem Vorfall verbildlicht hatte) zu massiven und langanhaltenden Aushandlungen und einer Atmosphäre, die von Teilhabenden dieser Räume als Wut und Angst produzierend wahrgenommen wurde. Diese Atmosphäre lud weder dazu ein, sich an diesen Aushandlungen zu beteiligen oder in den Räumen zu verweilen, noch ermöglichte sie einen erweiterten Manövrierbereich durch affektives Empowerment oder eine erstarkende Zukunftsantizipation der Anwesenden. Dieser spezifische Ausschluss, der dem Basiskonsens vehement widersprach und der sich in diesem Fall als kaum verhandelbar darstellte, führte zu Affekten in den betrachteten queeren Räumen mit auseinanderreibender Kraft. In diesem benannten Fall stand die Aushandlung um Sichtbarkeit von BIPOC im Fokus, ihre Teilhabe an der Organisationsstruktur. Letztendlich bedrohte der Vorfall ihre Sicherheit in den betrachteten queeren Räumen, die sonst auch ihr Zuhause sind. Dieser Vorfall kann als Sinnbild für einen Ausschluss aus allen drei Aushandlungsfeldern zugleich porträtiert werden. Die Auswirkungen der repressiven Atmosphäre wurden von Befragten unterschiedlicher Standpunkte ähnlich erfüllt: Diese Atmosphäre lud nicht mehr zum Verweilen ein und ließ keine Zugehörigkeitsgefühle aufkommen, sondern schien kollektive Praktiken auseinanderzutreiben. Damit ist die repressive Atmosphäre auf einen gravierenden Ausschluss zurückführbar, der in diesem Moment als nicht verhandelbar wahrgenommen wurde. Wenn die Affekte entstehender Aushandlungen eine abstoßende Wirkung für kollektive Praktiken entfalten und wenn sich der Raum mit Angst und Wut füllt, dann können die Affekte nicht nur Möglichkeitsräume eröffnen, sondern sie erzeugen durch die Verstärkung der sze-

ne-internen Normen ein Vakuum, das die Praktiken einander abstoßen lässt. In diesem Moment droht der kollektive Prozess in Singularitäten zu zerfallen. Die Einigkeit über die scheinbare Bestimmtheit löst sich wieder auf in Unbestimmtheit – und eröffnet zugleich das Potenzial für eine neue oder andere Dynamik. Dieses Potenzial lässt sich exemplarisch daran ablesen, dass es im Jahr 2021 gleich drei alternative Demonstrationen gab: den *Anarchistischen CSD*, den *Trans March* und die *Internationalistische Queer Pride*.

Wie sich die verbindende Wirkung der Affekte situativ im heterotopen Moment entfalten kann, zeigte sich mit meiner Betrachtung der affektiven Praktiken. Treten Praktiken des Verfehlens gemeinsam mit den Praktiken der gegenseitigen Wertschätzung auf, kann eine Atmosphäre entstehen, die sich in Zusammengehörigkeitsgefühlen niederschlägt und die auch zu Praktiken von Un_Bestimmtheit einladen kann. Wie sich bei Nias Straßenperformance zeigte (vgl. 6.3.3), eröffnet eine solche Atmosphäre Möglichkeiten für gefühlte Handlungsfähigkeit. Nias Straßenperformance stellt einen heterotopen Moment dar, dessen transformatives Potenzial sich in der Affektivität zeigt. Nia fühlte die Atmosphäre dieses kollektiven Moments. Sie fühlte Handlungsfähigkeit als sich erweiternden Manövrierebereich für ihre Praktik von Un_Bestimmtheit, ihrer Betonung des *being different*. Aus einer solchen affektiven Dynamik wie hier, bestehend aus spezifischen Körpern und Praktiken, der Musik, ihrem pinken Klein, dem Kuchen und der Konstellation der Körper zueinander, entsteht kollektive Handlungsfähigkeit. Das Spezifische an diesem Moment ist das Aufscheinen und Verschränken von gefühlter und kollektiver Handlungsfähigkeit zugleich. Beide Formen zeigen sich in diesem Moment jedoch nicht unabhängig oder separiert, vielmehr interferieren sie und zeitigen eine kontingente Wirkung. In dieser einen Situation scheinen sich die beiden Formen von Handlungsfähigkeit zu bedingen und beide zugleich gegenseitig aus einander hervorzugehen. Nia fühlte sich aufgrund des heterotopen Moments bestärkt und die ganze Situation schien die Verhaltensänderung des Passanten zu erzeugen. Die entstehenden Effekte sind kontingent, da sie nicht vorhersehbar oder kontrollierbar sind und damit immer auch ein Risiko bergen. Schließlich hätte diese Situation für Nia auch gefährlich werden können.

Mit meiner vorliegenden Feldforschung konnten insgesamt sechs Taktiken aufgeschlüsselt werden. Zwei Taktiken wurden in subjektiven Praktiken gefunden und lassen gefühlte Handlungsfähigkeit entstehen, wenn sie Subjekte den Manövrierebereich erfüllen lassen. Die drei verschiedenen Taktiken von kollektiven Praktiken (die sich in unterschiedlichen Dynamiken finden) lassen kollektive Handlungsfähigkeit über teilweise unterschiedliche affektiv-ästhetische Logiken entstehen, dabei folgen sie aber stets dem imaginierten Basiskonsens. Für das *Queering Space* ist die Logik der Zugänglichkeit prioritär, für die *Queering Economies*-Praktiken konnte vor allem die Logik des Non-Profit-Gedankens herausgearbeitet werden, der emotionale Unterstützung gegenüber Effizienz priorisiert und eine Atmosphäre von respektvoller Intimität erzeugt. Praktiken der Produktion des Zuhause-Effekts folgen einer scene-internen Logik von Sicherheit, womit der affektive Ein- und Ausschluss einhergeht; sie produzieren eine Atmosphäre von Sicherheit für ganz spezifische Subjekte. Auch affektive Praktiken können im Sinne Certeaus als eigene Taktik porträtiert werden. Sie folgen der Logik der Verkehrung hegemonialer Wertschätzung, denn sie deuten Othering-Prozesse positiv um, erheben den

›Trashfaktor‹⁸ zum eigenen Markenzeichen, loben die Geschlechtsperformance, die im hegemonialen Raum verpöht ist, und haben eine eigene visuelle Ökonomie. Gemeinsam ist all diesen Taktiken jedoch, dass die Praktiken affektiv verbunden sind. Praktiken sind mit diesen jeweiligen Logiken affektiv aufgeladen, vermitteln diese Logiken oder geben sie affektiv weiter an andere Körper.

Verbunden durch den Basiskonsens und die szene-spezifischen Affekte, ist die Kombination dieser Taktiken **als Certeausche Strategie** (1988) zu verstehen. Nach Certeau können Strategien von mächtigen Akteur_innen ausgeführt werden wie etwa politischen, militärischen oder wissenschaftlichen Institutionen, also etwa von der Armee oder den städtischen Verwaltungen – von Akteur_innen also, die Machtpositionen und meist einen konkreten Ort (z.B. ein Rathaus) innehaben sowie einen Weitblick über ihren Standort hinaus haben und eine Strategie entwickeln können (vgl. Certeau 1988: 87). Mit Foucault können diese Strategien als Knotenpunkte der Macht beschrieben werden (vgl. Foucault 1977: 113). Certeaus Verständnis von Strategien kann in diesem Sinne mit Begriffen wie Planung und Verwaltung von ökonomischen und sozialen Prozessen und Strukturen in Verbindung gebracht werden. Solche Institutionen nehmen eine stabile Lage innerhalb von Machtbeziehungen ein und können diese daher eher erkennen und manipulieren (›panoptische Praktik«, Certeau 1988: 88).

Subjektive Praktiken (wie der Betonung des *being different*, der Reinterpretation, der Disidentifikation, des Pragmatismus und des Netzwerkens), kollektive Praktiken (wie des *Queering Space*, der *Queering Economies* und der Produktion des Zuhause-Effekts) und affektive Praktiken (wie des Verfehlens und der Wertschätzung) wirken gemeinsam in verschiedenen Dynamiken. Sie können als Strategie Handlungen rastern – im Gegensatz zur Certeauschen Taktik, die zum Beispiel einen Raum, Gegenstände oder Erscheinungsweisen braucht oder umfunktioniert. Die Kombination all dieser Taktiken verstehe ich als queere Strategie. Sie könnte sich von Certeaus Strategien durch ihren Grad der gesellschaftlichen Bekanntheit unterscheiden; das Zusammenspiel dieser verschiedenen Taktiken jedoch kann als ein solcher Knotenpunkt der Macht fungieren. Diese Strategie kann andere diskursiv-materielle Verhältnisse hervorbringen. Konkreter Ort dieser Strategie ist dann der queere Raum. Durch diese Taktiken werden eine eigene Struktur, eigene Ökonomien, eigene Räume mit eigenen Normen kreiert, wodurch sich Subjekte bestärkt fühlen, sie ihre Zukunft besser antizipieren können und letztendlich die Möglichkeiten queerer Lebensweisen erweitert werden. Queere Räume werden zu Orten, die Praktiken produzieren oder erzwingen können. Wer nicht ihrer Logik folgt, fühlt sich bald fehl am Platz.

Es lässt sich als zentrales Ergebnis dieser Arbeit zusammenfassen, dass zwischen verschiedenen Formen von Handlungsfähigkeit unterschieden werden kann. Die hier gefundenen Formen von Handlungsfähigkeit sind nur konzeptionell voneinander zu trennen, denn sie bedingen sich, sie resonieren und interferieren miteinander. Die drei relationalen Dynamiken stellen daher Differenzierungen durch Intraaktionen dar, agentielle Schnitte also. Meine Studie bringt sie erst als abtrennbare Einheiten hervor. Die Wirksamkeit dieser Dynamiken bleibt folglich nicht in den von mir theoretischen Setzungen verhaftet, denn diese Dynamiken sind miteinander verbunden und verschränkt,

8 Hierbei handelt es sich um einen Begriff aus dem Feld. Siehe dazu ausführlich 6.3.1.

sie diffraktieren oder interferieren. Sie sind Diffraktionen. Das bedeutet auch, dass ihr transformatives Potenzial nicht auf die Subjekt-, Raum- oder Affektebene begrenzt ist, sondern sich aufgrund des gegenseitigen Konstitutionsverhältnisses von Subjekt und Struktur auch in der Entstehung von Gegendiskursen durch diese Praktiken zeigt. In dieser Intraaktion bringen queere Räume ein anderes Werden hervor. Schließlich muss die Frage danach, wie Handlungsfähigkeit entsteht, entlang dieser zwei Formen von Handlungsfähigkeit beantwortet werden, denn die Weisen der Entstehung von Handlungsfähigkeit in Praktiken von Un_Bestimmtheit sind nicht allgemein fassbar. In diesem Sinne wird die Forschungsfrage, wie Handlungsfähigkeit in queeren Räumen entsteht, zunächst damit beantwortet, dass zwischen den Formen der gefühlten und kollektiven Handlungsfähigkeit unterschieden werden muss.

7.2 Drei Aushandlungsfelder

Ein weiteres zentrales Ergebnis dieser Arbeit ist die Gemeinsamkeit, die diese beiden Formern von Handlungsfähigkeit haben. Beide konstituieren sich innerhalb von drei Aushandlungsfeldern: Sichtbarkeit, Teilhabe und Sicherheit. Alle drei Felder scheinen in den verschiedenen Taktiken auf. Praktiken von Un_Bestimmtheit verhandeln die Bestimmtheit und Unbestimmtheit von Sichtbarkeit, Teilhabe und Sicherheit. Auch wenn die Logiken unterschiedlicher Taktiken das ein oder andere Feld priorisieren, spielen auch die anderen beiden Felder stets eine Rolle. Subjektive Praktiken von Un_Bestimmtheit verhandeln vor allem Sichtbarkeit, *Queering Space*-Praktiken und *Queering Economies*-Praktiken vor allem Teilhabe und Praktiken zur Produktion des Zuhause-Effekts vor allem Sicherheit. Die Gemeinsamkeit all dieser Taktiken ist, dass Handlungsfähigkeit durch die Aushandlung in diesen drei Feldern entsteht. Angestrebt werden Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit, Ein- oder Ausschluss sowie Sicherheit oder Unsicherheit. All diese Taktiken stellen damit Antworten dar – nicht nur auf ein spezifisches Prekärsein, sondern auch auf Prekarität und die stete Drohung, die damit einhergeht.

7.2.1 Sichtbarkeit

Die subjektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit können in zwei Taktiken unterteilt werden, die beide an der Schnittstelle von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit verortet sind: zum einen in die Taktik der Umarbeitung der Fehlanrufung (wie bei den Praktiken des *being different* oder der Reinterpretation) und zum anderen in das Taktieren mit der Fehlanrufung⁹ (wie in Praktiken der Disidentifikation¹⁰, des Aushaltens und des Umlaufens). Disidentifikation und das identitäre Changieren können Fehlanrufungen umarbeiten; zugleich stellen sie auch ein Taktieren mit Fehlanrufungen dar, so dass sie in der Mitte beider Taktiken angesiedelt sind. Letztendlich verhandeln beide Taktiken Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit im Sinne einer Anerkennung des Subjektstatus durch die situative

9 Siehe zum Begriff ›Fehlanrufung‹ (im Anschluss an Stuart Hall) 2.2.

10 Siehe zum Begriff ›Disidentifikation‹ (nach José Esteban Muñoz) 4.1.3.

Schaffung einer für das Subjekt lebberen Subjektposition. Produziert wird eine Subjektposition, die sich die Fehlanrufung zu eigen macht, sie für sich nutzt, sie aushält oder sie durch ein Nicht-Handeln umgeht. Das Umarbeiten der Fehlanrufung zielt auf die Schaffung einer Subjektposition durch die Herstellung einer subjektiv interpretierten Sichtbarkeit. Das Taktieren mit der Fehlanrufung richtet sich in der Unsichtbarkeit ein oder taktiert zwischen Unsichtbarkeit und Sichtbarkeit. Ziel beider Taktiken ist entweder Sichtbarkeit bzw. das Erscheinen oder es ist die Abwesenheit bzw. Unsichtbarkeit. Ist eine lebbar Subjektposition gefunden, kann sich dies im Gefühl ausdrücken. Subjektive Praktiken von Un_Bestimmtheit oszillieren zwischen diesen Polen, die Cindy Patton treffend beschreibt: *zwischen* Sichtbarkeit und Privatheit, zwischen politischem Raum und dem Überleben des Begehrens bzw. dem Überleben als Subjekt (vgl. 2005: 55).

Doch während das Begehren im öffentlichen Raum nicht sichtbar ist, lassen sich der hegemonialen Norm nicht entsprechende Körper – sei es aufgrund der Hautfarbe, der Rundungen, der sekundären Geschlechtsorgane oder Ähnlichen – nicht verstecken. So scheinen die Taktiken, die Unsichtbarkeit zum Ziel haben, verstärkt dann zum Einsatz zu kommen, wenn die hegemoniale Markierung (bzw. Stigmatisierung) als das Andere kaum andere Auswege zulässt. *Queers of Color* steht die Unsichtbarkeit in einer sich als *weiß* dominiert verstehenden Gesellschaft nicht einmal in queeren Räumen zu (vgl. Wunsch 2005: 36). Nicht selten werden beispielsweise *People of Color*, nicht-binär-geschlechtliche, Inter*- oder trans* Personen ohne binärgeschlechtliches Passing im hegemonialen Raum sofort sichtbar. Denn in Deutschland sind *Whiteness*, geschlechtliche Eindeutigkeit und Zweigeschlechtlichkeit usw. visuell unsichtbar, jedoch diskursiv anerkannt bzw. politisch repräsentiert. Hierin zeigt sich, dass zwar prioritär Un_Sichtbarkeit in diesen Taktiken subjektiv verhandelt wird, Sicherheit und Teilhabe aber zugleich damit verschränkt sind. Visuelle Sichtbarkeit im öffentlichen Raum kann mit Unsicherheit (z.B. aufgrund potenzieller körperlicher Angriffe) und einer nicht-intelligiblen Subjektposition (woraus sich mangelnde gesellschaftliche Teilhabe ableiten lässt) einhergehen.¹¹ Taktisch wird entlang dieser drei Ziele entschieden, um Praktiken situativ anzupassen. Sichtbarkeit kann zwei Bedeutungen haben: Anerkennung als Subjekt (nach Butler) und visuelle Sichtbarkeit – beides ist zwar nicht voneinander zu trennen, jedoch stehen diese Bedeutungen nicht linear miteinander in einem kausalen Verhältnis. Denn wer visuell sichtbar ist, muss nicht im hegemonialen Raum anerkannt sein. Und wer anerkannt wird, ist oftmals visuell unsichtbar. Für manche Körper gilt, dass lediglich die Abwesenheit sie unsichtbar werden lässt und es hat sich gezeigt, dass es situativ sicherer sein kann, abwesend zu sein.

Beide Bedeutungen von Sichtbarkeit werden auch in kollektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit adressiert, wenn beispielsweise die Bühne im queeren Raum eine zentrale Stellung einnimmt, wie dies für das *Queering Space* herausgearbeitet wurde. Die visuelle Sichtbarkeit auf der Bühne derjenigen, die im öffentlichen Raum visuell sichtbar sind, jedoch nicht repräsentiert werden im hegemonialen Diskurs, stellt eine Forderung nach Anerkennung dar. Zudem wird in diesen Räumen auch das materiell sichtbar gemacht, was im hegemonialen Diskurs unsichtbar und im öffentlichen Raum visuell sichtbar ist. Die Position der Bühne im queeren Raum nimmt daher ebenso eine

11 Siehe zu Visualität und Sichtbarkeitsordnungen von Transgeschlechtlichkeit Saalfeld (2020).

zentrale Bedeutung ein wie die räumlichen Anpassungen, die den diskursiv Unsichtbaren visuelle Sichtbarkeit verleihen. Seien es Rollstuhlrampen oder Unisextoiletten – solche materiellen Veränderungen fordern mit ihrer visuellen Sichtbarmachung die diskursive Anerkennung der nicht-intelligiblen Subjekte ein.

7.2.2 Teilhabe

Am deutlichsten wird das Aushandlungsfeld der Teilhabe in den *Queering Space*- und *Queering Economies*-Praktiken. Im Zentrum der Logik der *Queering Space*-Praktiken steht die räumliche Teilhabe, was sich in der Norm der Zugänglichkeit spiegelt, d.h. in der Vorstellung, dass queere Räume für möglichst alle Körper von Subjekten, die den Basiskonsens teilen, zugänglich sein sollen. Die queere Raumproduktion ist immer auch der Versuch einer Grenzziehung und der Unterscheidung innerhalb und außerhalb des Raumes. Heteronormatives, rassistisches, sexistisches, diskriminierendes Verhalten sollen draußen bleiben, marginalisierte Subjekte sollen eintreten. Die scene-interne Norm der Zugänglichkeit besagt, dass zu diesen Räumen alle Zugang erhalten sollen, die im hegemonialen Raum insbesondere aufgrund ihres Geschlechts, ihrer Sexualität, ihrer Identität oder ihres Körpers marginalisiert werden und dem Basiskonsens folgen. Queere Räume stellen sich über Ausschluss und Grenzziehungen her, was jedoch zugleich stets unter Beobachtung steht, weil die scene-interne Norm der Zugänglichkeit sich gegen spezifische Ausschlüsse richtet. Schließlich produzieren queere Räume mit der Norm der Zugänglichkeit eine eigene Politik der Teilhabe, indem versucht wird, hegemoniale Ein- und Ausschluss-Mechanismen zu unterlaufen und umzukehren. Um Sicherheit herzustellen, finden zwar spezifische Ausschlüsse statt, scheinen diese jedoch dem Basiskonsens zu widersprechen, erfordert die Norm von Zugänglichkeit, solche Ausschlüsse zu verhandeln. Folglich ist die stete Aushandlung über Ein- und Ausschlüsse diesen Räumen inhärent und hält sie stets in Bewegung. Scene-interne Normen versuchen Teilhabe (sowie Sichtbarkeit und Sicherheit) herzustellen – dieser Herstellungsprozess kann aber nie zu fixen Grenzziehungen führen, da eine solche zu ihrer Infragestellung führt. Queere Räume oszillieren zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit, wenn sie versuchen, die Grenzen von Teilhabe auszutarieren.

Diese Norm der Zugänglichkeit zeigt sich ebenso bei der Betrachtung der *Queering Economies*-Praktiken. Während die Praktiken des *Queering Space* die Zugänglichkeit der Räume für verschiedene Körper anvisieren, die räumliche Teilhabe also, stellen die Praktiken der *Queering Economies* die Zugänglichkeit verschiedener sozialer Hintergründe, die soziale Teilhabe, ins Blickfeld. Sie richten sich gegen Klassismus. Diese Räume sollen sich alle leisten können und alle, die dem Basiskonsens zustimmen, sollen auch mithelfen und partizipieren können im Austausch von Wissen und bei der Raumherstellung. Ehrenamtliche Arbeit hält die Preise niedrig und niedrige Preise bzw. Preise auf Spendenbasis erweitern die Partizipationsmöglichkeiten auch mit nur geringem ökonomischen Kapital. Das Wiederverwerten und Neu-Kombinieren verschiedener Materialien produziert und vermittelt ein Image dieser Räume, das die mögliche Teilhabe mit geringen Ressourcen symbolisiert. Subjektive Praktiken verhandeln zwar prioritär Sichtbarkeit, jedoch lässt sich die diskursive Sichtbarkeit in Repräsentanz überführen. Die Herstellung von Anerkennung des Subjekts ist eng verbunden mit der Forderung

nach gesellschaftlicher Teilhabe, denn erst wer einen Namen hat, kann in der öffentlichen Arena für eigene Belange eintreten. Kollektive Praktiken von Un_Bestimmtheit in queeren Räumen scheinen räumliche wie soziale Teilhabe zunächst in den eigenen Räumen einzufordern und zu verhandeln, was sich schließlich als wichtiger Teil der queeren Raumproduktion darstellt. Letztendlich führt die queere Raumproduktion auch zur Beanspruchung eines eigenen Ortes in der öffentlichen Arena. Folglich fordern auch kollektive Praktiken von Un_Bestimmtheit damit Sichtbarkeit und Teilhabe im hegemonialen Diskurs.

7.2.3 Sicherheit

Die Herstellung von Sicherheit in queeren Räumen hat vor allem das Ziel der körperlichen Unversehrtheit und der Vermeidung von emotionalen Verletzungen durch Diskriminierungen und unachtsames Verhalten. Angestrebt – und auch explizit durch Befragte formuliert – wird in den betrachteten Räumen eine besonders sichere Umgebung, die das Risiko vor Diskriminierungen minimiert. Zumindest soll diese Umgebung sicherer sein als hegemoniale Räume, so die Vorstellung. Die Produktion spezifischer queerer Räume kann daher bereits als Ausdruck gelesen werden, Sicherheit vor Heteronormativität, Diskriminierung oder körperlichen Angriffen für besonders verwundbare Subjekte herstellen zu wollen. Besonders deutlich wurde die Aushandlung von Sicherheit in meiner Betrachtung der Produktion des Zuhause-Effekts in Safer Spaces. Hier zeigte sich deutlich, dass die Produktion von Sicherheit über Ein- und Ausschluss-Mechanismen stattfindet, über die Norm von Zugänglichkeit, über die Produktion von Bekanntem, Vertrautem, einem scene-internen Normensystem und die explizite Forcierung (z. B. Warnschilder, Awareness-Praktiken) sowie entsprechende Repression bei Übertretung (z. B. das sogenannte Policing). Das scene-interne Normensystem durchdringt hierbei die kollektiven Praktiken, denn es wird eine gemeinsame politische Haltung, die Bekanntheit und Einhaltung von Verhaltenskodizes wie auch die Kenntnis der scene-spezifischen Sprache erwartet. Zwar machen Schilder und Hinweise darauf aufmerksam, dass diskriminierendes Verhalten nicht erwünscht ist, jedoch zu wissen, was als diskriminierend in diesen Räumen zu verstehen ist, wird vorausgesetzt, aber auch in Workshops vermittelt und diskutiert. Die Sicherheit in Safer Spaces wird folglich vor allem über Ausschlüsse und Repression – also über die Produktion einer scene-internen Normativität – generiert. Sicherheit wird sich vom Ausschluss all derjenigen versprochen, die dem imaginierten Basiskonsens nicht entsprechen oder mit ihm brechen. In Praktiken des *Queering Space* und *Queering Economies* findet sich die Herstellung von Sicherheit auch in spezifischen materiellen Veränderungen und Anpassungen, wie etwa im Verlegen der Bühne an einen von außen nicht einsehbaren Ort oder baulichen Maßnahmen für All-Gender-Toiletten. Die Herstellung von Sicherheit ist dadurch im queeren Raum eingeschrieben und lässt sich ebenso materiell ablesen. Auch subjektive Praktiken richten sich entsprechend dem Ziel nach Sicherheit taktisch aus, so dass das Bedürfnis nach Sicherheit und körperlicher Unversehrtheit zum Leitmotiv für subjektive Praktiken von Un_Bestimmtheit werden kann. Taktisch wird beispielsweise entschieden, ob es sicher ist, eine Handlung oder eine queere Geschlechtsdarstellung im öffentlichen Raum zu vollziehen und als queere Person in einem bestimmten Moment sichtbar zu sein.

Um den queeren Raum möglichst sicher zu gestalten, forcieren kollektive Praktiken also Normativität, d.h., sie folgen und (re-)produzieren formulierte Regeln und Forderungen. Dieser Versuch der Formulierung solcher Regeln erfordert klare Grenzziehungen und führt – auch in diesem Aushandlungsfeld – immer wieder zu Ausschlüssen wider den Basiskonsens, die wiederkehrend zu neuen Aushandlungen führen können. Der Versuch der Herstellung von Sicherheit ist daher vom gleichen Mechanismus geprägt wie die Aushandlung von Teilhabe und Sichtbarkeit. Der Versuch der Grenzziehung und der Schaffung von Bestimmtheit mündet in der steten Pendelbewegung zwischen Sicherheit und Unsicherheit. Denn die Analyse hat gezeigt, dass die Sicherheit der einen hierbei zur Unsicherheit der anderen führen kann.

In den betrachteten queeren Räumen ist das Streben nach Sicherheit als eine Antwort auf die spezifische Verwundbarkeit der Subjekte zu verstehen. Dass diese Räume Schutzräume für diejenigen sein wollen, die spezifischer Formen von Prekärsein und Prekarität ausgesetzt sind, wird hierbei nicht über die Propagierung von Gleichheit oder Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft als vielmehr über Sicherheit verhandelt. Dies wirft die Frage auf, ob in diesen Räumen auf die eigene spezifische Verwundbarkeit tatsächlich vor allem durch die Fokussierung auf Sicherheit reagiert wird. Denn hier lässt sich einwenden, dass die Ausführung von affektiven Praktiken wie das gegenseitige Wertschätzen oder auch die Herstellung einer Atmosphäre respektvoller Intimität durch eine scene-spezifische Form von Achtsamkeit auch zum Zuhause-Effekt beiträgt und Gefühle von Zugehörigkeit oder auch Sicherheit hervorbringt. Auffällig ist aber, dass Befragte in den Interviews explizit wiederholt darauf verweisen, dass sie sich in den queeren Räumen aufgrund der geringeren Gültigkeit von Heterornormativität wohlfühlen. Dies wird auch durch eine scene-spezifische Achtsamkeit, die die Atmosphäre respektvoller Intimität herstellen kann, erreicht. Sie wird durch Awareness- und Policing-Praktiken sichergestellt. Auch wenn die Achtsamkeit oder auch die Praktiken der gegenseitigen Wertschätzung ein wichtiger Faktor in der Produktion des Zuhause-Effekts sein können, ergab die Materialanalyse dennoch eine klare Fokussierung der Produktion von Sicherheit durch die normative und affektive Forcierung des Basiskonsenses. Durchaus sind Sorgepraktiken¹² in queeren Räumen zu finden – meine Feldforschung hat jedoch ergeben, dass diese in den betrachteten öffentlichen und halb-öffentlichen queeren Räumen selten vorfindbar sind.

Demgegenüber entwickelten BIPOC und queere Communitys in den USA eigene Formen des Sorgens und der Verantwortungsübernahme wie etwa durch Ansätze der *Transformative Justice* oder *Community Accountability*, die gerade nicht die Abschottung nach außen in den Fokus stellen, sondern die Stärkung von Solidarität in den eigenen Reihen und insbesondere unter Betroffenen von Gewalt bzw. unter Aktivist_innen (vgl. Ching-In u.a. 2016). Solche Ansätze wurden von Menschen entwickelt, die im Notfall nicht die Polizei anrufen können oder wollen, weil diese ihre Situation oft nur verschlimmert – etwa bei migrantischen, Schwarzen und Women of Color sowie nicht-binären Personen

12 Welche Sorgepraktiken in nicht-binären und trans* Räumen entstehen, beschreibt beispielsweise Francis Seeck (2021).

(vgl. Thompson 2020).¹³ Ähnlich wie mit der Strategie der Produktion von queeren Räumen werden auch mit diesen Ansätzen gesellschaftliche Transformationsprozesse angestrebt. Solche Ansätze wie *Community Accountability* werden in den betrachteten queeren Räumen rezipiert, diskutiert und teilweise auch angewandt, was sich insbesondere in Awareness-Praktiken widerspiegelt.¹⁴ Dennoch scheinen in den betrachteten queeren Räumen in Berlin nicht Sorge- sondern Sicherheits-Praktiken zu dominieren. Des Weiteren kann die Frage gestellt werden, ob eine stärkere Priorisierung von Sorgepraktiken gegenüber der Herstellung von Sicherheit helfen könnte, weniger Ausschlüsse wider den Basiskonsens zu produzieren oder ob damit lediglich die Grenzlinie verschoben wird. Beispielsweise könnte eine höhere Priorisierung von Sorgepraktiken bedeuten, stärker auf solidarische Konfliktverarbeitung und emotionale Arbeit zu setzen als auf Ausschluss. Auch die Verbesserung der Fehlertoleranz, die an Praktiken des Verfehlens anschließen könnte, bietet hierfür sicherlich eine weitere Anschlussstelle. Eine veränderte Affektivität hätte solch eine veränderte Priorisierung sicherlich.

7.3 Fazit

Im Zentrum der Betrachtung der vorliegenden Arbeit standen Praktiken, die aus sozio-ontologischer Un_Bestimmtheit entstehen: Praktiken von Subjekten, die hegemonialen Normen kategorisch nicht entsprechen können, weil sie ins konstitutive Außen des hegemonialen Diskurses verwiesen werden. Betrachtet wurden Praktiken, die aufgrund dieses Nicht-Entsprechens entwickelt wurden, um mit der sozio-ontologischen Un_Bestimmtheit umzugehen, um zu überleben und um nicht in den diskursiven Leerstellen zu verschwinden. Ausgangspunkt waren Praktiken von Un_Bestimmtheit zunächst vor allem im Sinne von identitärer oder geschlechtlicher Unbestimmtheit (nicht Un_Bestimmtheit), d.h., Unbestimmtheit definierte ich vor Beginn der Feldforschung als definitorische Unschärfe oder fehlende kategorische Zuordnung von Sexualität oder Geschlecht innerhalb des hegemonialen Diskurses. Im Laufe der Forschung hat sich aber gezeigt, dass Unbestimmtheit in Praktiken der Teilhabenden queerer Räume viel weiter zu fassen ist. Letztendlich verhandeln Praktiken von Un_Bestimmtheit das Prekäre im Alltag, d.h. vor allem das Prekärsein des ausführenden Subjekts und dessen spezifische Prekarität in Zeiten der Prekarisierung¹⁵, aber auch die Verfasstheit von queeren

13 Vanessa Thompson zeichnet die geschichtliche Verwurzelung von Polizei und die koloniale Kontinuität der Polizei im Policing, dem Polizieren, bis in die Gegenwart nach. Denn in den deutschen Kolonien diente das Polizieren dafür, das Regieren der Bevölkerung sicherzustellen, was auch heute noch immer im *Racial Profiling* wiederzufinden ist, aber auch in repressiven Praktiken in hegemonialen wie nicht-hegemonialen Räumen nachwirkt (vgl. Thompson 2020a).

14 Siehe hierzu exemplarisch die Broschüre von LesMigras (2011), die entsprechende Tipps bei Übergriffen gibt, die auf *Community Accountability* basieren. Insbesondere nachdem es 2019 zu versteckten Aufnahmen von Toiletten auf dem feministischen Festival *Moni's Rache* kam, wurden diese Ansätze diskutiert (vgl. exemplarisch Piening/Künkel 2020).

15 Siehe zur Ausdifferenzierung des Prekären durch die Unterscheidung von Prekärsein, Prekarität und Prekarisierung Lorey (2012) und 2.1.2.

Räumen. Der Begriff ›Unbestimmtheit‹ musste daher erweitert werden, was sich in der Schreibweise des Unterstrichs widerspiegelt.

7.3.1 Un_Bestimmtheit

Es hat sich gezeigt, dass subjektive wie kollektive Praktiken zwischen Unbestimmtheit und Bestimmtheit oszillieren. Die betrachteten subjektiven Praktiken verhandeln identitäre oder geschlechtliche Un_Bestimmtheit im Sinne einer VerUneindeutigung (Engel 2002) oder gerade einer Vereindeutigung, die kollektiven dagegen verhandeln, wie queere Räume hergestellt werden. Kollektive Praktiken streben hin zur Bestimmung des Raumes als spezifisch queeren, doch dieses Bestimmt-Werden ist stets zum Scheitern verurteilt, da sich queer per definitionem einer Fixierung entzieht, was sich im queeren Raum im imaginierten Basiskonsens wiederfindet. Folglich oszillieren die betrachteten subjektiven und kollektiven Praktiken zwischen dem Bestimmt- und Unbestimmt-Werden. Außerdem zeigen sich auch affektive Praktiken als unbestimmt, weil sie Affekte produzieren, die eine Fülle von Gefühlen entstehen lassen; sie sind vieldeutig. Da sich die Affekte in queeren Räumen auch ambivalent zeigten – denn sie können unterschiedliche Wirkungen zeitigen –, sind auch die Affekte selbst von Un_Bestimmtheit gezeichnet. Dann verhandeln Praktiken von Un_Bestimmtheit auch die Affekt- und Gefühlsproduktion von Räumen und deren Teilhabenden auf un_bestimmte Weise.

Einerseits können Praktiken von Un_Bestimmtheit das Bestimmte suchen. Dies zeigte sich zum Beispiel in subjektiven Praktiken, die identitäre Bestimmtheit in Kategorien suchen, wie dies beispielsweise bei Praktiken der Reinterpretation der Fall sein kann. Beispielsweise interpretieren Femmes Weiblichkeiten im queeren Kontext für sich anders als die hegemoniale Ordnung dies vorsieht. Letztendlich erzeugen sie dadurch eine eigene identitäre Kategorie, die sie aus der nicht-intelligiblen Position holt. Hier findet folglich eine Bewegung von der fehlenden diskursiven Intelligibilität von queeren Weiblichkeiten hin zum Bestimmt-werden im hegemonialen Diskurs als Femme statt, was dieser queeren Weiblichkeit einen Namen gibt und sie auch im hegemonialen Diskurs benennt. Folglich hat sich gezeigt, dass der Vollzug von Praktiken in dieser diskursiven Unschärfe für die Subjekte ein Bestimmt-Werden im hegemonialen Diskurs zulassen kann.

Andererseits zeigten sich in subjektiven Praktiken auch Bewegungen hin zum identitären Unbestimmt-Werden, und zwar dann, wenn beispielsweise Lila sich nicht auf der öffentlichen Bühne zeigt, um keine identitäre Zuweisung als trans* Person zu erhalten, und ihre Identität in der Öffentlichkeit unbestimmt halten will. Zugleich nimmt sie im Alltag oder im queeren Raum die geschlechtliche, sexuelle und identitäre Unbestimmtheit in Form eines geschlechtlichen Dazwischens ein, wenn sie verweigert, sich auf eine Seite der hegemonialen Dualismen zu positionieren. Dieses Dazwischen (als das Andere) wird schließlich selbst zur Identität. Dies stellt eine weitere Dimension von Unbestimmtheit im queeren Raum dar, denn Praktiken der Betonung des *being different* (wie von Lila) lese ich als Prozess des Bestimmt-Werdens durch das Anstreben von Unbestimmtheit, denn die Verweigerung bereitstehender Kategorien wird zur Bestimmung des Selbst. In queeren Räumen stellt diese Bestimmung jedoch keine identitäre Unbestimmtheit dar, denn heute lässt sich dieses Dazwischen kategorisch und namentlich

fassen mit identitären Begriffen wie nicht-binär, non binary, enby, genderqueer, genderfluid, trans* etc. Die identitäre Unbestimmtheit stellt sich dann dar als geschlechtliche VerUneindeutigung. Unbestimmt bleibt das Subjekt dennoch im hegemonialen Diskurs aufgrund der fehlenden Repräsentanz und fehlenden Teilhabe in der öffentlichen Arena, d.h. im Nicht-intelligibel-Sein der Subjekte. Was im hegemonialen Raum keinen Namen hat, kann unter Umständen im queeren Raum benannt werden, was wiederum Effekte auf den hegemonialen Diskurs haben kann. Dies zeigt, dass identitäre Un_Bestimmtheit kontextuell verschieden ist.

Subjektive Praktiken von Un_Bestimmtheit sind folglich als Prozess des Bestimmt- oder Unbestimmt-Werdens der Subjekte zu verstehen. Wenn sie sich im nicht-hegemonialen bzw. queeren Raum bestimmen lassen, können sie zugleich im hegemonialen Raum unbestimmt bleiben und vice versa. Dass Praktiken von Un_Bestimmtheit zwischen Bestimmt- und Unbestimmt-Werden oszillieren, zeigte sich auch deutlich in der Betrachtung von Praktiken der Disidentifikation, des Pragmatismus und von Netzwerkpraktiken, die mit Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit arbeiten und Sicherheit oder Teilhabe herstellen. Das spezifische Prekärsein drückt sich dann nicht in identitärer Unbenennbarkeit aus, sondern wird als benannte Identität im hegemonialen Diskurs ausgeschlossen und dient als anderes, als konstitutives Außen, zur Begründung der Bedrohung körperlicher Unversehrtheit und möglicher Diskriminierung. Praktiken von Un_Bestimmtheit gehen mit diesem Ausgeschlossen-Werden um. Handlungsfähigkeit konstituiert sich in den betrachteten Praktiken nicht nur in der Verhandlung der sozio-ontologischen Un_Bestimmtheit, sondern auch im Streben zur Bestimmtheit, die nie fixiert werden kann. Das Dazwischen erfährt nur im queeren Raum eine Bestimmung. In diesem Sinne lässt sich Un_Bestimmtheit auch als Instabilität fassen. Sie birgt eine Fülle von Möglichkeiten.

Die Betrachtung von subjektiven und kollektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit zeigte folglich, dass der Begriff der Praktiken von Un_Bestimmtheit sich nicht nur auf identitäre Un_Bestimmtheit festlegen lässt, da diese Praktiken das Prekärsein und Prekarität verhandeln, was weit über Identität hinausgeht. Zudem trat insbesondere in der Untersuchung der kollektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit hervor, was sich bereits in der Analyse der Netzwerkpraktiken angedeutet hatte: Durch diese Praktiken wird auch die Verfasstheit von queeren Räumen verhandelt. Queere Räume wollen ein Ort sein für all diejenigen, die im hegemonialen Diskurs nicht intelligibel sind. Nicht selten geht eine nicht-intelligible Subjektposition mit spezifischer Prekarität einher. Mit der Herstellung von Sichtbarkeit, Sicherheit und Teilhabe scheinen die Teilhabenden dieser Räume nicht nur ihr spezifisches Prekärsein zu verhandeln, sie wehren sich auch gegen diese Prekarität. Queere Räume wollen Schutzräume sein. Kollektive Praktiken, das *Queering Space*, *Queering Economies*, die Produktion der Safer Spaces und auch affektive Praktiken tragen dem Prekärsein und der Prekarität der Subjekte Rechnung. Subjektive wie kollektive Praktiken stellen queere Räume als spezifische her – mit ihren eigenen Regeln, mit scene-interner Sprache, Symbolen, Normen etc. Hierbei handelt es sich um ein stetes Bestimmt-Werden, das jedoch immer wieder neu verhandelt werden muss und keine Schließung erfährt.

Queere Räume weisen eine inhärente sozio-ontologische Un_Bestimmtheit auf, denn der Versuch nach Grenzziehungen durch ein scene-internes Normensystem pro-

duziert auch das, wogegen sich diese Normen richten: Hierarchisierungen, Ordnung und Ausschlüsse. Queere Räume haben es sich zur Aufgabe gemacht, für spezifische Subjekte nicht ausschließend zu sein, jedoch konstituieren sie sich über Grenzziehungen, die nötig sind, um Schutzräume zu etablieren. In diesen Räumen wird eine Bestimmtheit gesucht, die Sichtbarkeit, Teilhabe und Sicherheit für diejenigen erlaubt, die sonst in der Unbestimmtheit des hegemonialen Diskurses leben. Die Bestimmtheit in queeren Räumen erscheint geprägt von scene-spezifischen Normen, die Sichtbarkeit, Teilhabe und Sicherheit garantieren wollen, dies jedoch niemals völlig tun können. Durch die beschriebenen kollektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit, durch die Materialisierungen dieser Normen wie räumliche Anpassungen, spezifische Raumdesigns, Ausgestaltungen des Raumes, All-Gender-Toiletten; durch die Produktion spezifischer Atmosphären, die Sicherheit und Bestärkung vermitteln, wird versucht, eine materielle, normative und affektive Bestimmtheit zu schaffen, was auch temporär, situativ und örtlich begrenzt gelingen mag. Angestrebt wird eine Bestimmtheit, die zu hegemonialen Vorstellungen quer steht und aus Sicht des hegemonialen Diskurses als unbestimmt verstanden wird. Das Verhältnis von Peripherie und Zentrum wird im queeren Raum verkehrt, denn es soll bestimmt werden, was sonst unbestimmt ist. Dieser immerwährende nicht gelingende Versuch der Bestimmung lässt Gegendiskurse entstehen und stellt folglich eine Grenzziehung dar. Jedoch schafft jede Grenzziehung stets ein konstitutives Außen, was für den queeren Raum hegemoniale Vorstellungen wie Heteronormativität, Zweigeschlechtlichkeit, Rassifizierungen etc. darstellen und auch Ausschlüsse aus den eigenen Reihen wider den Basiskonsens beinhalten kann.

Auf die sozio-ontologische Un_Bestimmtheit im hegemonialen Diskurs, auf diesen gesellschaftlichen Ausschluss wird mit der Etablierung von Gegendiskursen und deren Materialisierung im queeren Raum reagiert. Die sozio-ontologische Un_Bestimmtheit kann darüber jedoch nicht gelöst werden, was Barad treffend fasst: »Diese Unbestimmtheit wird stets nur teilweise durch die Materialisierung bestimmter Phänomene gelöst: Bestimmtheit in ebendieser Verfasstheit eines Phänomens materiell dargestellt, ist immer mit konstitutiven Ausschlüssen (dessen, was unbestimmt bleiben muss) verbunden.« (Barad 2012: 21f.) Die Bestimmtheit über das konstitutive Außen wird und muss in queeren Räumen regelmäßig neu ausgehandelt werden – sie ist nie fix – nicht nur aufgrund des geteilten Basiskonsenses, der Fluidität queerer Szenen, der affektiven und strukturellen Vermittlung von Ausschluss, Unsicherheit und Unsichtbarkeit – denn diese Grenzziehungen widersprechen dem Basiskonsens –, sondern auch, da (Gegen-)Diskurse nicht fixierbar und stets in Bewegung sind. Queere Räume suchen vielleicht eine diskursive Bestimmtheit in eigenen normativen Vorgaben, doch dass es sich um ein nicht endendes Unterfangen handelt, ist ihnen inhärent. Damit sind queere Räume immer bestimmt und unbestimmt zugleich, offen für eine Vielheit von Möglichkeiten und doch auch geschlossen für alle, die der scene-internen Normativität nicht folgen.

7.3.2 Zwei Antworten

Am Anfang dieser Arbeit wurden zwei Thesen aufgestellt, die nur zum Teil bestätigt werden können. Die **erste These** ging davon aus, dass sich Handlungsfähigkeit in queeren Räumen nicht über ein identitäres Wir herstellt, da ein solches Wir von Teilhabenden der

betrachteten queeren Räume abgelehnt wird. Die Analyse zeigte, dass Identität eine sehr wichtige Rolle in der Produktion von Handlungsfähigkeit spielt, und zwar in der gefühlten wie auch der kollektiven Form. In subjektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit wird vor allem Sichtbarkeit verhandelt, indem Fehlanrufungen umgearbeitet werden oder indem damit taktiert wird. Die entstehenden Taktiken stellen Arbeit an und mit Identität dar. Dabei handelt es sich um individuelle Lösungen, worüber die Identität singulärer Subjekte hergestellt wird und nicht ein identitäres Wir. Gefühlte Handlungsfähigkeit ist damit nicht von Identität zu trennen.

In kollektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit stellt sich die Arbeit an und mit Identität anders dar, auch wenn durch diese Praktiken die Verfasstheit der Räume hervorgebracht wird. Nicht auf ein gemeinsames Wir wird sich in den betrachteten Räumen berufen, sondern es wird ein geteilter Basiskonsens imaginiert, der zur Handlungsmaxime wird, diese Räume normativ durchdringt und affektiv vermittelt wird. Der Basiskonsens stellt sich jedoch auf mehrfache Weise widersprüchlich dar. Es wird sich explizit abgegrenzt von einer gemeinsamen queeren Identität mit dem Verweis auf queer als Nicht-Identität. Diese Abgrenzung, die Kritik an einer gemeinsamen Identität, wird schließlich selbst zur Gemeinsamkeit erhoben. Die Kritik an einem identitären Wir wird vorausgesetzt, um an diesen Räumen teilzuhaben. Die Nicht-Identität wird zur gemeinsamen Identität, die folglich eine Identifizierung mit der Verneinung einer geteilten Identität darstellt. Letztendlich handelt es sich um eine Identifizierung nicht mit einem Kollektivkörper an sich, sondern mit dem geteilten Basiskonsens, der diesen kollektiven Körper organisiert. Das Ergebnis für die Teilhabenden ist ein gespaltenen Bezug zum Wir, was sich in der Verwendung eines sprachlichen Wirs äußert – bei gleichzeitiger Hervorhebung der Unterschiedlichkeit innerhalb dieses Wirs bzw. Abgrenzung von der Vorstellung eines Kollektivs. Obwohl sich gegen eine gemeinsame Identität ausgesprochen wird, entsteht schließlich dennoch ein Kollektivkörper. Mit dem dieser Arbeit zugrundeliegenden Verständnis eines seriellen Kollektivs nach Young (1994) findet sich in queeren Räumen ein Kollektiv, denn es wird den gleichen Forderungen gefolgt und entlang dieser Forderungen richten die Teilhabenden ihre Praktiken aus. Diese Forderungen sind sich in den betrachteten Räumen normativ und können affektiv vermittelt auch ideologisch wirken. Daraus lässt sich verallgemeinernd ableiten, dass die Basis für Kollektivität keine explizit kohärente kollektive Identität benötigt. Vielmehr wird sie in queeren Räumen über die Oszillation zwischen Identität und Nicht-Identität hergestellt, über die Infragestellung einer kollektiven Identität also. Letztendlich wird diese Infragestellung zur gemeinsamen Identität. Diese Infragestellung stellt ebenso einen kollektiven Moment her und produziert ein Wir, auch wenn dieses Wir mit unterschiedlichen Identitäten gefüllt ist.

Die **zweite These** ging davon aus, dass Handlungsfähigkeit über die verbindenden Effekte von Affekten entsteht. Auch dieser These kann nur teilweise zugestimmt werden. Die Betrachtung von kollektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit zeigte, dass in queeren Räumen durch diese Praktiken spezifische Affekte und Atmosphären hergestellt werden (z.B. die Atmosphäre von Intimität und Sicherheit), die Praktiken verbinden und zur Ausführung von ähnlichen Praktiken führen können. Vor allem ist es der imaginierte Basiskonsens, der die alles durchdringende Logik dieser Räume darstellt und der sich auch in diesen Affekten (re-)produziert. Darüber hinaus können aber auch

repressive Atmosphären entstehen, was auf die Forcierung des Basiskonsenses, auf spezifische Praktiken der Sicherstellung der Einhaltung desselben und auf damit einhergehende Aushandlungen zurückgeführt werden konnte. Solche repressiven Atmosphären können auch dazu führen, dass sich die Teilhabenden solcher Räume dort gerade nicht mehr sicher und wohl fühlen und sich Praktiken abstoßen statt verbinden. Affekte stellen sich vor diesem Hintergrund als ambivalent dar. Sie haben durchaus eine verkollektivierende Funktion in queeren Räumen, denn Atmosphären können Gefühle von Zugehörigkeit verstärken, aber sie können auch dazu führen, dass sich Organisationsstrukturen auflösen. Auch wenn solche temporären Auflösungen und Abstoßungen von Praktiken transformatives Potenzial haben und folglich Handlungsfähigkeit mit transformativem Potenzial entsteht, handelt es sich hierbei zunächst nicht um die Form der kollektiven Handlungsfähigkeit. Werden solche Abstoßungen in Frage gestellt, kommt es nicht selten zu Aushandlungen, die sich für die betrachteten queeren Räume als intrinsische Konstitutionsbedingung darstellen, da die Raumverfasstheit auf den Zielen von Sicherheit, Sichtbarkeit und Teilhabe gründet. Ausschluss und Hierarchisierungen, seien sie auch affektiv vermittelt und dem Basiskonsens entgegenlaufend, strukturieren diese Räume, auch wenn sich in diesen Räumen gegen solche Ordnungen ausgesprochen wird. Beispielsweise wird es in den betrachteten Räumen versäumt, sich mit Altersdiskriminierung auseinanderzusetzen (es ließ sich kaum jemand über 45 Jahren finden). Auch inter* Personen scheinen im queeren Raum kaum sichtbar zu sein (es ließen sich keine inter* Personen für mein Interviewsample finden) (siehe hierzu auch Gregor 2017). Aus meiner Analyse lässt sich folgern, dass Affekte transformatives Potenzial haben, doch weder sind sie allein das Verbindungsstück für kollektive Prozesse in queeren Räumen, noch zeitigen sie Wirkung in nur eine Richtung. Für die betrachteten Räume hat sich gezeigt, dass vor allem eine spezifische Atmosphäre von Sicherheit und Bestärkung kollektive Handlungsfähigkeit ermöglicht.

Queere Räume ermöglichen es, dass sich nicht in die hegemonialen Normen passende Subjekte, die sich in der Zone der Unbewohnbarkeit befinden, im Sinne eigener Vorstellungen erschaffen und auch in öffentlichen Räumen sicherer bewegen können. Diese Räume können als *Halbinseln gegen den Strom*¹⁶ verstanden werden, denn sie stellen eine Antwort dar auf die Erkenntnis einer ganz spezifischen Verwundbarkeit. Und dies tun die betrachteten Räume, indem sie eigene Selbstverständlichkeiten und szenespezifische Normen produzieren. Wie sich gezeigt hat, geht es in den queeren Räumen um weit mehr als die Erweiterung von Lebensmöglichkeiten für sich als queer verstehende Subjekte. Denn diese Räume stellen sich quer zu verschiedenen hegemonialen Herrschafts- und Diskriminierungsmechanismen – nicht nur bezüglich Sexualität und Geschlecht. Sie versuchen für all diejenigen Raum zu sein, die geringere Teilhabechancen an anderen oder öffentlichen Räumen haben und den imaginierten Basiskonsens teilen und produzieren damit Gegendiskurse, die bereit sind, hegemoniale Vorstellungen ins Wanken zu bringen.

16 Friederike Habermann betitelt kollektive Räume mit eigenen Verwertungslogiken, die Netzwerke und Praktiken entwickeln, wie etwa Netzwerke und Initiativen zur Selbstversorgung als »Halbinseln gegen den Strom« (2009). An diese Vorstellung möchte ich gerne anschließen.

Die vorliegende Arbeit ging mit einem abstrakten, performativen und relationalen Verständnis von Handlungsfähigkeit nach Butler und Barad ins Feld. Die Befragung von Praktiken, die sich in subjektive, kollektive und affektive unterteilen ließen, blieb jedoch keinesfalls abstrakt. Vielmehr zeigte ich, wie in diesen spezifischen Praktiken Handlungsfähigkeit entsteht und wie sie sich darüber hinaus in einem konkreten Feld spezifizieren lässt. Die Differenzierung von gefühlten und kollektiven Handlungsfähigkeiten, die miteinander interferieren können, ermöglicht es, Handlungsfähigkeit als gefühlten Manövrierbereich zu denken, und zwar auch jenseits eines autonomen Subjekts. Zugleich lassen sich mit dieser Konzeptionierung von Handlungsfähigkeit kollektive Prozesse beschreiben, die auch ohne eine gemeinsame, geteilte Identität entstehen, sondern einer gemeinsamen Logik folgen. Beide Formen von Handlungsfähigkeit wurden für eine präzisere Analyse getrennt voneinander betrachtet. Die Materialanalyse zeigte jedoch, dass beide Formen zugleich auftreten und sich gegenseitig verstärken können. Subjekt und Struktur finden sich in diesem Verständnis von Handlungsfähigkeit als ein in sich bedingendes Verhältnis. In der Betrachtung von Praktiken von Un_Bestimmtheit in queeren Räumen zeigte sich dieses Verhältnis darin, dass diese Praktiken weit mehr verhandeln als Geschlecht und Identität, denn sie verhandeln Prekärsein und Prekari-tät und stellen sich gegen soziale Ungleichheit, indem sie Sichtbarkeit, Sicherheit und Teilhabe anstreben.